

Freudensprünge : oder Kopfsprünge? : Eine Replik

Autor(en): **Schmuckli, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **74 (1996)**

Heft 4

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freudensprünge – oder Kopfsprünge?

Eine Replik

Luisa Muraro fordert uns Frauen auf, Gedanken aus der Aussenwelt in unseren Kopf hineinzulassen, ihnen jene Aufmerksamkeit zu widmen, die angemessen scheint, aber ihnen nicht jenen Raum zugestehen, der patriarchal konnotierte Gedanken einzunehmen gewohnt sind. Denn, so ihre Überlegungen, ein Gedanke, der patriarchal verseucht ist, verdient keine Aufmerksamkeit.

Lisa Schmuckli

Sollen also Gedanken, die in Zeiten des Patriarchats entstanden sind, verdrängt werden? Sie nicht denken dürfen als fiktiver Garant, dass sie auch nicht real sind – also für uns Frauen eigentlich gar nicht existieren (müssen)? Die Psychoanalyse hat erkannt, dass das, was verdrängt wird, mit ungebrochener Kraft wiederkehren will. Wenn Frauen also das Patriarchat aus ihrem Kopf verdrängen, vielleicht in ihrem Körper ablagern, dann kehrt es unvermindert in den eigenen Kopf zurück, nur unberechenbarer, heimlicher und hämischer. – Ich möchte nicht so tun müssen, als ob das Patriarchat real vorbei sei, um zur ‚Frauengemeinde‘ gehören zu dürfen. Denn ich sehe doch in meinem (Berufs-) Alltag Wirkungen und Wirklichkeiten des Patriarchats: Arbeitslosigkeit, Minderbezahlungen von Frauen, Fürsorgeabhängige, kaum Frauen an politischen und ökonomischen Schaltstellen, kaum Frauen-Bilder an öffentlichen Plätzen. Ich gebe also eine jener Antworten, die Muraro als ‚heimtückisch‘ bezeichnet. Nur: Ist die

Antwort oder die Realität heimtückisch, die es zu denunzieren gilt? Ich will mich nicht über diese patriarchale und kapitalistische Realitäten hinwegtäuschen; ich will meine Wahrnehmungen für Differenzen und Paradoxien dieser Gegenwart schärfen, um nicht in diese Patriarchats-Verdrängungs-Mechanismen zu fallen, die wiederum nur dem Patriarchat/Kapitalismus dienen. Diese Bewusstseins- und Vermittlungsarbeit braucht jedoch Geduld (auch mir selbst gegenüber) und Zeit – Ressourcen, die der Beschleunigung der Gegenwart zuwider laufen und auf eine Ethik der Verlangsamung setzen.

Nicht im Kopf steckenbleiben

Frauen müssen also diese äussere, gerade auch patriarchale Realität – ob angenehm oder unbehaglich – in den Kopf hineinlassen ... und wieder hinausspucken! Jede Auseinandersetzung mit der Realität, in der wir als Frauen leben, ist eine Veränderung von uns als Frauen und von dieser Realität, die uns nicht so wahrnehmen will, wie wir uns selbst wahrhaben. Nur verlangt diese Auseinandersetzung eine Öffentlichkeit; sie darf nicht exklusiv und individualisierend im Kopf steckenbleiben. Neue Symbolisierungen, andere Bilder, erweiterte Gedanken, den Frauenrealitäten angemessene Sprachen – all diese veränderten Vorstellungen zu uns als Frauen, zu unseren Lebensvorstellungen, zu unseren Realitäten müssen öffentlich werden, damit sie ihre Wirksamkeit auch

ausserhalb halb-privater Frauenräume entfalten können.

Einem Gedanken Raum geben, bedeutet, ihn verfolgen, mit ihm experimentieren, ihn nach-denken und ihn damit verändern. Dem Gedanken die subjektive Form und eigene Wahrnehmung aufdrängen. Natürlich muss frau Prioritäten setzen, welchem Gedanken sie ihre Zeit und ihren Raum zur Verfügung stellen will. Nur: sind nicht gerade diese Gedanken faszinierend, die sich selbst verstecken und also entdeckt werden wollen? Deren Ziel unklar, deren Bedeutung erst erschlossen werden muss? Wie also soll ich wissen, welchem ich nachzugehen hätte? Es ist meine Neugierde, meine Lust – ja: mein Begehren, Unerwartetes wahrnehmen zu können, das mich unbewusst oder vorbewusst leitet. Und könnte es nicht auch so sein, dass sich hinter einem patriarchalen Gedanken etwas für mich, für Frauen Spannendes verbirgt?

Besteht die Freiheit nicht auch darin, wahrzunehmen und zu denken, was frau sieht und beobachtet – ohne Zensur, ohne den verhängnisvollen Schleier von Dogmas, Ideologisierung und Verdrängungen? Die Freiheit im Denken lässt sich meines Erachtens gerade nicht definieren durch eine vorgeschriebene Prioritätenliste, was frau denken darf und was nicht, woran sie ihre Zeit und Raum «verschwenden» will.

Die Aufmerksamkeit muss also freischwebend, assoziativ sein, um die notwendige politische und soziale Offenheit wahrnehmen zu können.

Dominanzkultur: Kapitalismus – mehr als eine Klammerbemerkung

Unter dem Stichwort «Befreiung hat Geschichte» bemerkt Luisa Muraro: «Das Ende des Patriarchats hängt sicherlich von äusserlichen materiellen Begebenheiten ab (von empfängnisverhütenden Mitteln, vom Arbeitsmarkt ...)». Interessante Klammerbemerkung! Die Frauenbewegungen

haben seit je her (mindestens) zwei wichtige Themen lanciert, nämlich die Selbstbestimmung der Frauen über ihren eigenen Körper und die ökonomische Unabhängigkeit. Es ist nicht verwunderlich, dass sich diese beiden Forderungen im Kapitalismus zuspitzen: Erst wer einen Arbeitsplatz und damit einen Lohn hat, kann jemand werden: nämlich ein Arbeitnehmer, selten ein Arbeitgeber. Erst wer einen Körper hat, der einem Mann gefällt, kann jemand werden, nämlich eine Frau, meist eine Ehefrau, seltener eine selbständig erwerbende Frau – und zwar mit ihrem Körper. Diese Dichotomie wird vom Kapitalismus gestärkt; er hat kein Interesse, dass diese Arbeitsteilung aufgebrochen wird. Im Gegenteil, das System Kapitalismus baut gerade auf diese funktionalisierenden Arbeitsteilung.

Ich weigere mich, den Kapitalismus in einer Klammerbemerkung wegzustecken. Vielmehr fordere ich Frauen auf, als Frau über Ökonomie laut nachzudenken und die willkürlich gesetzte Differenz zwischen sogenannt produktiver, bezahlter und reproduktiver (in männlicher Lesart: unproduktiver, daher:) unbezahlter Dienstleistungen zu entlarven. Diese Entlarvungen und Benennungen kommen einem subversiven und politisch-öffentlichen Akt gleich.

Mann kann als Vertreter dieser Dominanzkultur schamlos um Konjunktur werben mit dem Slogan: «Aufschwung beginnt im Kopf». Wir Frauen laufen in Gefahr, ebenso im Kopf gefangen zu bleiben und zynisch und frauenverachtend zu werden, wenn wir unsere Gedanken und Strategien zur eigenen Sprache, einer anderen symbolischen Ordnung, einer solidarischeren Gesellschaft, einer frauengerechteren Welt nicht öffentlich vermitteln.

Vielfältige Gleichzeitigkeiten

Ich beschreibe die momentane Gegenwart als Zeit der vielfältigen Gleichzeitigkeiten:

Mit einer ungewohnten Nonchalance beanspruchen junge Frauen ihre Rechte und ihre öffentlichen Räume, wie ich es mir selbst kaum hätte vorstellen können. Verblüffende, wohltuende Selbstverständlichkeit! Signale also, dass sich für die jüngere Frauen-Generation tatsächlich etwas verändert hat im Selbstverständnis als Frau. Dazu gehört meines Erachtens auch die erweiterten, vielfältigeren Möglichkeiten der Selbstdefinition und Selbstbeschreibung: ob als sogenanntes Girlie, ob als Feministin, Ökologin, ob als Mutter, Geliebte, Arbeiterin, Hausarbeiterin, Lesbe, Politaktivistin – Frauen beginnen, sich so öffentlich zu zeigen, wie sie sich sehen wollen, und irritieren damit männliche Sehgewohnheiten. Zugleich ist vielen dieser Frauen klar, dass sie einen eigenen Beruf ausüben wollen. Es wird kaum mehr auf Mr. Right gewartet, ohne selbst Geld zu verdienen, Spass zu haben, sich einzumischen.

Zugleich nehme ich auch Zeichen eines Backlashes wahr: Das AHV-Alter der Frauen wird erhöht, die Mutterschaftsversicherung erneut verzögert, der Gesetzesanspruch der gleichen Entlohnung bei gleichwertiger Arbeit verhindert; selbst das Arbeitsgesetz kann grundlegend umgeworfen und ins 19. Jahrhundert zurückgeschleudert werden. Mann kann in der Wirtschaft ungestraft ein «Weissbuch» veröffentlichen, in dem die Sozialleistungen abgebaut bzw. privatisiert, sprich: den daheimgebliebenen Frauen zugeschanzt werden dürfen. Frauen und Männer «spuren», um ihren Arbeitsplatz, den Lebensstandard, den eigenen Lohn und ihre Arbeitsidentität halten zu können. Entsolidarisierung (unter den LohnarbeiterInnen) beginnt mit der Angst.

Gleichzeitig ist aber ebenso eine Entpolitisierung oder präziser: eine Gleichgültigkeit gegenüber der Politik wahrnehmbar: Öffentlichkeit verschiebt sich von der politischen Bühne in die Chef(fe)etagen multinationaler Unternehmen oder zersplittert in kontextuellen Öffentlichkeiten der

Subkulturen: Raveparties, Insider-Tagungen, ethnische Kultur-Feste, Parteiveranstaltungen, Debattierclubs fern der TV-Arena. Die politische Bühne als Ort der Veränderung und Ringen um soziale Gerechtigkeit beginnt zu verschwinden bzw. mutiert, wird zum schönen Schein, der den faktisch immer stärker werdenden Umsatzort der Politik verschleiert: nämlich die Wirtschaft.

Die Lust, Unerwartetes wahrzunehmen

Eine Variante des Antwortspiels von Luisa Muraro gefällt mir sehr: jene Spielform, die Veränderungen als Folge von Wünschen darstellt. Der Wunsch, der am Anfang einer jeden Veränderung steht, erzählt von Erwartungen und Hoffnungen, von Utopien, die in die Gegenwart hereingeholt werden. Faszinierend am Wunsch ist nicht nur seine Kraft, seine gezielte Offenheit oder offene Ziellosigkeit, sondern auch seine Fähigkeit, Unerwartetes wahrzunehmen, sich überraschen zu lassen und zu staunen, bevor ge- und verurteilt wird. Wünsche vermögen also nicht nur innere, sondern auch äussere Realitäten zu verändern.

Die Utopie, die mir vorschwebt, setzt beim Tausch unter Frauen an. Frauen tauschen sich selbst, das heisst: ihr Wissen, ihre Ideen und Visionen, ihre alltäglichen Arbeiten, ihre Politik, ihre Privatleben, ihre Lüste und Frusts und ihre Gefühle. Sie betonen damit die Notwendigkeit des Netzes, der Verlässlichkeit und des Respektes. Diese Utopie ist jedoch nicht ortlos, wie dies das Wort u-topos = ortlos suggeriert. Sie ist eine verortete Utopie: Frauen, die zusammenkommen, um zu arbeiten, nachzudenken, sich auszutauschen; Frauenarbeiten, die ihrerseits in einem Arbeitskontext verortet sind. Und der Wert, den wir unserer Arbeit/Kulturarbeit geben, ist ebenfalls verortet – nämlich mitten unter uns. Diese Utopie ist in der Gegenwart, und nicht in einer zeitlosen und ortlosen

Zukunft; es ist eine Utopie des Konkreten Hier und Jetzt, und nicht des abstrakten Nirgendwo.

In dieser Hinsicht ist es ein Rückgriff auf unsere Wahrnehmungen: Wie nehmen wir Frauen uns selbst in diesen vielfältigen Arbeiten wahr? Wie nehmen wir diese Arbeiten wahr? Und: was macht die Arbeit, die das System von uns fordert, mit uns selbst? Gerade in diesem konkreten Wahrnehmen besteht die Möglichkeit, sowohl die individuelle Frau, ihre Arbeiten und Kulturleistungen und zugleich das System im Auge zu behalten, das heisst: weder die konkrete Frau noch ihre Arbeiten, aber ebensowenig die Funktionalisierungen des Systems ausblenden zu müssen. Wir üben hier diese Utopie, indem wir einen schielenden Blick (Sigrid Weigel) üben: Schielend auf uns selbst und die anderen Frauen, schielend auf unsere konkreten Arbeiten und die Funktionalisierungen des Systems mit der Arbeitsteilung, schielend auf den Respekt füreinander und die erfahrenen Zurichtungen. Mit diesem schielenden Blick will ich zugleich an jene Gedanken von Luisa Muraro

anknüpfen, die sie mit der Politik verbindet – aber vielleicht taugt hier das Wort «Politik» nicht mehr, vielmehr: Qualität? Verbindlichkeit? Autorität? Respekt? – jener Politik der Beziehungen unter Frauen, die geprägt sind von Widersprüchen, Dilemmas und vor allem: von verschiedensten Gleichzeitigkeiten.

Wenn frau von diesen Widersprüchen in Frauenbeziehungen ausgeht, ist Freiheit weder Besitz noch Zustand noch lokalisierbarer Ort noch ein Gewinn, sondern ein Prozess, eine bestimmte Qualität im Austausch unter Frauen: eine Qualität und Sensibilität in den verschiedenen Sprachen und eine Vermittlungsfähigkeit bei möglichen Handlungen. Freiheit wird dann zu einer Sprach- und Vermittlungsqualität, zu einer Differenzierungsfähigkeit.

Unerwartetes ist oft fremd, nur: «Fremde sind wir uns selbst» (Julia Kristeva).

Lisa Schmuckli ist freischaffende Philosophin und Redaktorin der Roten Revue.